**„Wer Dank opfert, der preiset mich“**

*(Kantatenpredigt mit BWV 17 und Lk 17,11-19 am 12. Juni 2022 in der Peterskirche)*

*Universitätsprediger Prof. Dr. Helmut Schwier*

*Lesung: Lk 17,11-19*

*Glaubensbekenntnis*

*BWV 17,1-3*

Liebe Freundinnen und Freunde,

schon ist es passiert. Da stehst du Sonntagmorgen auf, total früh für so ein Wochenende, machst dich auf den Weg zur Kirche, vielleicht noch ohne Frühstück, sitzt in der Reihe und hängst deinen Gedanken nach. Gut so! Was war alles in der letzten Woche? Stress und Ärger, zum Glück nicht im Übermaß. Die Vorlesung mäßig interessant, das Referat im Seminar so lala, Alltagsroutine in Familie, WG oder Wohnheim. Und die Kriegs- und Katastrophennachrichten hören nicht auf. Letzten Sonntag war ja Pfingsten. Wo wirkt der Geist eigentlich?

Und dann passiert es: Die Musik erklingt, lockt dich in eine andere Welt, weg von Kummer, Kleingeistigkeit, Kontrolle – hinein in die Weite der Schöpfung. In der Schöpfung und in dieser Musik ist alles großzügig, im Überfluss da, verschwenderisch, voller Dynamik und Virtuosität, voller Emotion und Energie. Da wird nicht mehr gemeckert und gejammert. Da wird gelobt und gestaunt, mitten in der Welt. „Wer Dank opfert, der preiset mich – Ihn preiset die Natur mit ungezählten Gaben – Herr, deine Güte reicht, soweit der Himmel ist!“

Rund 320 Jahre alt ist das Libretto. Vor knapp 300 Jahren wurde die Kantate uraufgeführt, im Frühgottesdienst der Leipziger Thomaskirche, und das heißt um 7:00 Uhr. Da war man noch früher auf den Beinen als heute. Und die armen Musiker mussten sehr ausgeschlafen sein, denn der Kantor hörte jeden Fehler.

Das Libretto verknüpft Bibelzitate und Bibelanklänge mit barocker Dichtung. Die ist nicht klar und reduziert, sondern ebenso verschwenderisch. Aber auch differenziert.

Wer lobt Gott? Antwort: die ganze Schöpfung, aber unterschiedlich! Das Rezitativ verrät: Die Welt ist ein stummer Zeuge. Die vier Elemente kennzeichnen dabei den Lebensraum. Aber die Welt bleibt nicht stumm. Sie bringt Früchte und Gaben hervor, Mittel zum Leben. Alle ihre Geschöpfe besitzen Lebensatem, und die Vögel loben mit Musik und Tanz, mit Zwitschern und Flügelschlagen. Und dann gibt es da noch die Schnuren oder Schnüre. Die gehen zwar auf einen alten Übersetzungs- und Überlieferungsfehler in Ps 19 zurück, meinen aber in der barocken Auslegungstradition die Messschnüre, mit der Handwerker ein Gebäude oder Planer ein Feld ausmessen.

Also: Die ganze Schöpfung staunt und lobt. Die Natur in ihrer Überfülle an Gaben und Früchten, durch ihre Lebewesen, den Gesang und die Flüge der Vögel. Und zur Schöpfung gehört Kultur: nicht nur das Messen, sondern auch das Erforschen der Zahlen und Zusammenhänge, Landwirtschaft und Städtebau, Urbanität und Gesellschaft.

In der Sopranarie wird das gebündelt und uns ins Herz gesungen: Wer mit offenen Augen die Werke der Schöpfung sieht, muss loben und danken. Die Arie ist ein Quartett: Sopran, 2 Violinen und der Continuo-Bass. Manche sehen hierin Symbolik: vier Himmelsrichtungen und Elemente, vier Tages- und vier Jahreszeiten. Für Freunde der Spekulation: Hier wird also Raum und Zeit symbolisiert und zueinander in Beziehung gesetzt. Nicht nur die Schöpfung an der sichtbaren Oberfläche ist im Blick, sondern auch ihre meist verborgenen Strukturen, deren wechselseitigen Beziehungen und Abhängigkeiten. Und die sind so geplant und geordnet, dass sie im Gleichgewicht bleiben und Leben erst ermöglichen. „Wie soll man dich mit Dank dafür nicht stetig preisen?“

Was immer hieran moderne Physik korrigiert, erweitert, in Frage stellt – für mich bleibt als Einsicht: Das Staunen und Loben ist eine nicht nur religiös, sondern auch ökologisch vorbildliche Haltung zur Mit- und Umwelt; wird es durch technisch-industrielles Verwerten und Ausbeuten ersetzt, werden Krisen und Zerstörungen enorm, Gesellschaft und Urbanität massiv beeinträchtigt.

Können wir das Staunen zurückgewinnen? Zum einen können wir es in der Wissenschaft lernen und üben. Denn jede spannende Forschungsfrage beginnt nicht mit einem Drittmittelprojekt, sondern mit dem Staunen, dem Überrascht-werden, der Neugier. Und das beginnt hoffentlich schon im Proseminar. „Semper apertus“ heißt das Motto unserer Universität. Das bedeutet eigentlich nicht, dass wir „immer offen“ sind, sondern dass das Buch der Natur, das Buch des Lebens „stets geöffnet“ ist. Darin zu lesen und zu forschen, führt zum Staunen.

Zum anderen ist das Staunen eine Urlaubserfahrung. Raus aus dem Alltag, Entschleunigung, entfernt von ständigen Anfragen und Erwartungen. Da stellt sich dann meist in überwältigender Natur Staunen ein oder auch bei einer Kunstaustellung oder einem Musikfestival oder einem tief beglückenden Gespräch. Es stellt sich ein. Ich kann es nicht machen. Es ergreift mich, wenn ich offen dafür bin. Wie schön wäre es, wir könnten dies stärker im Alltag integrieren, wenigstens punktuell!

Das heutige Evangelium zeigt dazu einen ungeschönten und realistischen Blick. 10 sind krank, 10 werden gesund. Aber nur einer ist so überwältigt, dass er zurückkommt und dankt. Ja, er wirft sich nieder vor dem Wundertäter und Arzt. Er spürt: jetzt fängt das Leben neu an. Die Krankheit, die mit extremer sozialer Isolation und gesellschaftlicher Ächtung einher geht, ist geheilt. Ich bin gesund. Ich bin Teil der Schöpfung, wieder Teil der Gesellschaft.

Der Aussatz ist besiegt – dabei ist übrigens nicht an die uns bekannte Leprakrankheit zu denken, denn die gab es in Israel frühestens ab dem 4. Jh.; wahrscheinlich ist es eine Hautkrankheit wie die Schuppenflechte: in unseren Augen eher harmlos, aber damals mit Isolation und Abgrenzung verbunden und vor allem dem Ausschluss vom Gottesdienst. Damals wusste man nichts von Ansteckungen. Die Aussätzigen galten als kultisch unrein, waren im wahrsten Sinne von Gott und den Menschen verlassen.

Und da kommt dieser Jesus, der den Gott Israels verkündet und verkörpert, der den Menschen nahe kommt. Das Evangelium betont: Jesus sieht hin. Er bemerkt die Not der Zehn, hört ihr Rufen, geht nicht vorbei. Nicht Staunen ergreift ihn, sondern Erbarmen. Das ist biblisch gesehen ein Bauchgefühl – und führt doch zu klarer Aktion: Zeigt Euch den Priestern! Die mögen die Heilung offiziell feststellen, dann würde gemäß der Tradition ein Opfer folgen – endlich wieder kultisch rein.

Nur einer spürt: Mit der Teilnahme am offiziellen Ritus und Gottesdienst ist es nicht getan. Es braucht mehr und anderes, es braucht Dank und Anbetung. Nicht als äußerliche Pflicht, nicht nur weil mein Körper gesund ist, sondern weil ich in mir – religiös gesprochen: in meiner Seele – spüre und erkenne: an mir ist Großes geschehen, großzügig verschenkt, „Übermaß der Güte“, unverdienter Neuanfang!

Bei facebook gäbe es darauf ein like, sicher auch einen wow-Button. Aber das reicht nicht. Der Dankbare bleibt nicht bei sich, sondern macht sich auf den Weg, findet Jesus, geht auf die Knie und dankt.

Jesus fragt nach: Wo sind die anderen? Und der Evangelist Lukas gestaltet das so, dass Jesu Fragen offen bleiben. Denn das sind die offenen Fragen für uns Lesende und Hörende. Wo stehst du? Bist du einer von den Neun? Die sind vielleicht nicht alle undankbar. Sicher haben alle ihr Opfer dargebracht, das reicht doch, oder? Eine hat vielleicht noch überlegt, Jesus zu danken, bleibt dann aber doch zu träge, wagt den Weg nicht.

Einer hat den Weg gewagt: der Ausländer, der Fremde, der Samariter. Und Jesus bestätigt ihm: So wie du bist und handelst, das ist Glaube, Glaube, der dich rettet. Wer dankt, glaubt bereits richtig. Und Lukas bestätigt uns: Gut so, wenn ihr fromm seid; aber denkt daran, Glaube ist Vertrauen, das das ganze Leben bestimmt; wer glaubt, der dankt Gott. Und wenn Ihr’s vergesst, lasst euch durch die Außenseiter erinnern. So dankt ihr richtig. So glaubt ihr richtig.

Und dann wird der dankbare Samariter wieder auf die Füße und auf seinen Lebensweg gestellt. Und wer weiß? Vielleicht wird aus dem dankbaren immer wieder ein barmherziger Samariter.

Dazu ermuntert auch der Schlusschoral der Kantate. Der stellt uns nicht in den Himmel, sondern mitten auf die Erde zurück. Hier ist das Leben endlich. Gott weiß das, hat es so geordnet. Aber in diesem endlichen und deshalb kostbaren Leben wissen wir, dass Gott barmherzig ist, ein Vater voll Erbarmen, ein Sohn, der das Elend sieht und heilt, ein Geist, der uns bewegt, selbst barmherzig zu werden, Liebe, Frieden, Gerechtigkeit und Freude zu üben, wie es zuvor im Bass-Rezitativ heißt.

Eines noch zum Schluss! Der Eingangschor, den wir übrigens zum Ende des Gottesdienstes noch einmal hören, verbindet die Aufforderung zum Dank mit dem Hinweis auf den Weg zum Heil. Eigentlich singen alle Stimmen immer die einzelnen Textzeilen nacheinander. Doch einmal im ersten Drittel singt der Alt bereits: „Wer Dank opfert, das ist der Weg“. Eine erste Spur: Das Danken ist selbst der Weg zum gelingenden und glücklichen Leben.

Und dann etwas später, zum Beginn des zweiten Teils hören wir Unerwartetes, das damalige musikalische Formgesetze sprengt: Zweimal singen je zwei Stimmen gleichzeitig die erste und die zweite Textzeile zusammen. Überraschend gut zu hören in den sonst überbordenden Koloraturen. Eine zweite Spur: Ja, das Danken ist selbst der Weg zum gelingenden und glücklichen Leben, und das ist der Weg, auf dem Gott sein Heil zeigt und verschenkt.

Gott ist diesen „Weg des Heils“ selbst gegangen: Als Schöpfer zeigt er Fülle und Vielfalt des Lebens, als Sohn geht er hin zu den Menschen, richtet sie auf und wird im Tod selbst aufgerichtet, als Geist wirkt er in und durch uns.

Lasst uns den Weg des Heils einschlagen, staunen und loben und Gott danken mit unserem ganzen Leben! Nehmen wir uns den Samariter zum Vorbild, von dem der Evangelist uns nun singt:

*BWV 17,4-8*